

Kirche im Rückspiegel des Glaubens

Homilie in der Eucharistiefeier beim zweihundertjährigen Jubiläum der Pfarrei Maria Namen in Werthenstein am 22. Juni 2008

Wer mit dem Auto auf den Strassen überholen will, ist gut beraten, in den Rückspiegel zu schauen, um sich der freien Fahrt zu vergewissern und den Weg nach vorne sicher zu befahren. Diese alltägliche Erfahrung zeigt, dass der Blick zurück auf das, was hinter uns liegt, gerade nicht als mangelnde Geistesgegenwart verdächtigt werden darf, sondern im Gegenteil Leben rettend sein kann. Von dieser Weisheit lassen Sie sich als Pfarrei anlässlich Ihres zweihundertjährigen Jubiläums leiten, wenn Sie es unter das Motto „Pfarrei im Spiegel“ stellen. Ein solches Jubiläum ist zunächst gewiss ein willkommener Anlass, auf die zweihundert Jahre des Bestehens der Pfarrei Maria Namen zurückzublicken und sie in Dankbarkeit in die Hand Gottes zurückzulegen. Denn er ist der Herr der Zeit und damit auch der Herr der vergangenen zweihundert Jahre. Solche Dankbarkeit drängt sich erst recht auf, wenn wir bedenken, dass die Kirche in Werthenstein im 18. Jahrhundert der zweitgrösste Wallfahrtsort in der Schweiz gewesen ist, der immerhin 80'000 Pilger jährlich angezogen hat und damit nur wenig hinter dem Gnadenort Einsiedeln zurückgeblieben ist. Von daher kann es auch nicht erstaunen, dass von der Wallfahrt her die Ortsbezeichnung eine neue Deutung erhalten hat. Während das Wort „werd“ ursprünglich eine vom Wasser umspülte Landzunge bezeichnet hat, interpretierte man es nun als „werther Stein“, weil an diesem Ort viele Wunder geschehen sind. Ihre Pfarrei hat also allen Grund, zunächst in den pfarreilichen Rückspiegel zu schauen. Wie beim Auto jedoch der Blick in den Rückspiegel den Sinn hat, die Weiterfahrt gefahrenlos zu ermöglichen, so kann auch bei einer Pfarrei die Rückschau nur den Sinn haben, einen guten Weg in die Zukunft vorzubereiten.

Herausfordernder Kirchenspiegel

Der Spiegel, in den eine Pfarrei zu blicken hat, kann nur die Frohe Botschaft von Jesus Chris-

tus sein. Dabei gilt es die Mahnung in der heutigen Lesung zu beherzigen, dass wir unser Gesicht im Spiegel nicht bloss kurz betrachten, um bald wieder zu vergessen, wie es ausgesehen hat. Der Heilige Jakobus lädt uns vielmehr ein, unser Gesicht im Spiegel genau anzusehen, um daraus die fälligen Konsequenzen zu ziehen. Dabei muss es genügen, auf die zwei wichtigsten Konsequenzen hinzuweisen, mit denen uns die heutige Lesung konfrontiert.

Jakobus insistiert erstens darauf, dass es nicht genügen kann, das Wort Gottes nur zu hören, dass es vielmehr darauf ankommt, auch nach dem gehörten Wort zu handeln. Bereits in der frühen Zeit der Kirche hat sich Jakobus veranlasst gesehen, sich für ein konkretes und praxisbezogenes Christentum stark machen zu müssen. Der christliche Glaube lässt sich nicht auf ein rein verbales und abstraktes Bekenntnis reduzieren; der Glaube ist vielmehr nur dann echt und glaubwürdig, wenn er in guten Werken konkret wird. Der Glaube will und muss im Leben verwirklicht werden, und zwar vor allem in der Liebe zum Nächsten und im Einsatz für die Armen.

In dieser christlichen Caritas erblickt Jakobus nicht nur zwischenmenschliche Wohltätigkeit, sondern wirklichen Gottesdienst: „Ein reiner und makelloser Dienst vor Gott, dem Vater, besteht darin: für Waisen und Witwen zu sorgen, wenn sie in Not sind.“ Jakobus verwendet dabei den Vergleich mit dem menschlichen Körper: Wie der Körper ohne Geist tot ist, so ist auch der christliche Glaube ohne gute Werke tot. Der Glaube will aber im Leben der Christen durch die Werke der Liebe sichtbar und fruchtbar werden. In dieser Anleitung zum wahren Gottesdienst mitten im alltäglichen Leben ist der Heilige Jakobus auch für uns ein sehr aktueller und zeitgemässer Lehrmeister des christlichen Lebens.

Er ist es freilich noch in einer zweiten Hinsicht, die uns wahrscheinlich auf den ersten Blick

nicht einleuchten will, die uns vielmehr gegen den Strich geht. Denn Jakobus macht den wahren Gottesdienst nicht nur in der Hilfe für Waisen und Witwen fest, sondern auch in der Zumutung an die Christen, „sich vor jeder Befleckung durch die Welt zu bewahren“. Wird von uns damit aber nicht eine Weltflucht gefordert, die wir seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil überwunden zu haben glauben? Dies ist jedenfalls der Refrain, der mir bei Pastoralbesuchen in den Pfarreien und in der öffentlichen Meinung immer wieder begegnet. Im Allgemeinen pflegt man unserer Kirche heute nicht Befleckung von der Welt vorzuwerfen, sondern umgekehrt Weltfremdheit und mangelnde Anpassung an die Welt und an die heutige Zeit. Für die heute stattfindende „Kirchenflucht“ findet man den entscheidenden Grund deshalb in der „Weltflucht“ der Kirche. Und wer sich hinsichtlich dieser heute allenthalben vorgetragenen Diagnose Zweifel erlaubt, wird bald einmal als heillosen Verteidiger der gegenwärtigen Verhältnisse angeklagt.

Die Frage muss dennoch erlaubt sein, ob die heutige Krise des kirchlichen Lebens vielleicht doch andere und noch tiefere Gründe hat. Es gibt jedenfalls zu denken, dass die umfangreiche wissenschaftliche Studie „The churching of Amerika“ über die Beteiligung am kirchlichen Leben in Nordamerika zwei überraschende Ergebnisse zu Tage gebracht hat: Wenn man erstens alle christlichen Kirchen und Gemeinschaften zusammenzählt, hat die Teilnahme am kirchlichen Leben in den letzten zweihundert Jahren keineswegs abgenommen, sondern ist rapide gestiegen. Das zweite Ergebnis dürfte noch überraschender sein: Den grössten Zuwachs haben jene Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die sich nicht an die jeweilige kulturelle Hauptströmung, also an den sogenannten Mainstream angepasst haben.¹ Dieses eindeutige Ergebnis könnte den Schluss nahe legen, dass die katholische Kirche in Westeuropa und in den USA deshalb auf die Verliererseite geraten ist, weil sich viele Theologen, kirchliche Mitarbeiter und Gläubige zu sehr an modischen Strömungen orientiert haben. Auf jeden Fall dürften sich die Dinge

nicht so einfach verhalten, wie es in der veröffentlichten Meinung heute lautstark vertreten wird.

Der Grund dafür dürfte eigentlich von selbst einleuchten: Wenn die Kirche nur noch die Erfahrungswelt der Menschen abbildet, dann verdoppelt sie diese Welt nur noch auf religiöse Weise. Zukunft kann die Kirche aber nur dann haben, wenn sie den Mut aufbringt, ihre eigene Physiognomie zu entwickeln. Natürlich ist die Kirche immer Kirche in der Welt und hat auch von der Welt zu lernen. Auf der anderen Seite darf sie aber nicht ein blosser Spiegel der Welt sein und nichts anderes mehr tun als die Welt mit ihren Errungenschaften, freilich auch mit ihrer Trostlosigkeit wiederzuspiegeln. Diesbezüglich sieht der Volksmund manchmal klarer als in der Kirche selbst. Denn der Volksmund weiss nicht nur, dass, wer sich heute mit dem Zeitgeist verheiratet, bereits morgen schon ein Witwer sein wird; er weiss vielmehr auch, dass nur tote Fische mit dem Strom schwimmen und nur lebendige Fische die Kraft haben, gegen den Strom zu schwimmen, auch und gerade gegen den Strom heutiger gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten.

Dies gilt auch von den getauften Fischen, die ihren Spiegel nicht einfach in der Welt sehen, sondern im Evangelium, und sich deshalb den Rat des Heiligen Jakobus zu Herzen nehmen, sich nicht von der Welt beflecken zu lassen. Denn die Taufe im Wasser des Glaubens ist der Beginn eines neuen Lebens. Wer getauft ist, kann deshalb nicht ein Mensch werden, der „mit allen Wassern gewaschen“ ist. Er ist vielmehr berufen, ein Mensch zu werden, der sich auch weiterhin nur waschen lässt mit dem Taufwasser des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Hier liegt der tiefste Grund, dass die Taufe vor allem in der frühen Kirche im Leben des Christen einschneidende Konsequenzen nach sich gezogen hat. Für Getaufte kamen beispielsweise Berufe, die mit dem heidnischen Kult in Berührung standen - wie Schauspieler und Gladiatoren, Astrologen und Traumdeuter, Zuhälter und Dirnen - nicht mehr in Frage. Taufbewerber wurden in der Alten Kirche nur zugelassen, wenn sie bereit waren, solche Berufe aufzugeben. Dahinter stand die Überzeugung, dass die Taufe auch zu Verweigerungen gegenüber Verhaltenswei-

¹ Vgl. G. Weigel, Zeuge der Hoffnung. Johannes Paul II. eine Biographie (Paderborn 2002).

sen führt, die „man“ in der Welt an den Tag zu legen pflegt.

Das Wunder des Glaubens

Von daher beginnt man zu verstehen, dass die Taufe in der frühen Kirche den schönen Namen trug: „Erleuchtung“, und dass dieses sakramentale Geschehen im traditionellen Ritus mit der Öffnung des Mundes, der Ohren und der Augen zum Ausdruck gebracht wurde. Das Öffnen der Sinnesorgane im Taufritus wollte sichtbar machen, dass die Taufe uns helfen will, unsere Taubheit und Blindheit Gott gegenüber zu überwinden - wie Jesus im heutigen Evangelium den blinden Bartimäus geheilt hat. In dieser Geschichte wird uns nochmals ein Spiegel vor Augen gehalten; und wir sind eingeladen, uns auf diesen Menschen einzulassen, in ihm uns selbst zu betrachten und ihn gleichsam als Spiegel vor Augen zu halten, in dem wir überprüfen können, wie es mit unserem eigenen Glauben steht. Bedenken wir dabei, dass es, wenn wir in einen Spiegel schauen und eine Unschönheit an unserer Frisur entdecken, wenig Sinn macht, dem Spiegel zu Schuld zu geben oder ihn gar auszuwechseln, dass wir vielmehr an uns selbst etwas verändern müssen.

Wenn wir uns im Spiegel der Heilung des blinden Bartimäus betrachten, fällt als erstes auf, dass Bartimäus nicht nur blind ist, sondern dass er darum weiss und darunter leidet, dass er blind ist. Er fühlt sich benachteiligt, weil er so viele Schönheiten unserer Welt nicht sehen und auch den Menschen, die er liebt, nicht in die Augen blicken kann. So führt Bartimäus auch uns vor Augen, dass die erste und wichtigste Voraussetzung für den Glauben im Wissen um und im Leiden an unserer eigenen Blindheit besteht. Aber liegt das Problem mit dem Glauben nicht gerade darin, dass es uns manchmal schwer fällt, eben dies einzugestehen, dass wir blind sind: blind für die Kleinigkeiten und Selbstverständlichkeiten in unserem Alltag, in denen sich dennoch eine grosse Verheissung verbirgt, wenn wir sie nur sehen würden; blind für das neue Leben, das auch in unserer Kirche erwacht; blind für jene Gelegenheiten, in denen uns Christus begegnen möchte, etwa im leidenden Nächsten in der

unmittelbaren Umgebung; und schliesslich blind für die Gegenwart Gottes in unserem Leben, in der Kirche und in der Schöpfung?

Bartimäus weiss, dass er blind ist. Aber er weiss noch mehr. Sobald er vernimmt, dass Jesus an der Strasse, an der er sitzt und bettelt, vorbeikommen wird, fängt er an zu schreien. Den Leuten scheint dies gar nicht gepasst zu haben, dass der Blinde schreit und damit die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie werden sich gedacht haben, Bartimäus soll still sein und betteln; so ist er wenigstens zu etwas nütze und bringt Geld ein. Doch Bartimäus schreit, denn er sehnt sich nach Rettung und Heilung. Solches Schreien ist nicht ein Zeichen des Trotzes, sondern des Glaubens, weshalb der Evangelist Markus auch von Jesus berichtet, dass er am Kreuz mit einem lauten Schrei gestorben sei. Bartimäus und erst recht Jesus machen uns Mut, unsere Sorgen und Nöte nicht in uns zu ersticken und zu unterdrücken, sondern sie vor Gott auszudrücken im Gebet. Denn das Gebet ist im Kern der SOS-Ruf um Hilfe, und zwar im ursprünglichen Sinn: „Save our souls“.

Hier scheint der tiefste Grund auf, dass Bartimäus nicht einfach ins Blaue hinaus schreit, sondern dass er zu jemandem ruft: „Sohn Davids, Jesus, hab Erbarmen mit mir!“ Bartimäus spürt, dass dieser Jesus ihm Heil und Rettung zuteil werden lassen kann. Auch diesbezüglich hält uns Bartimäus den Spiegel vor und stellt uns die Frage, ob auch wir uns so uneingeschränkt Jesus Christus anvertrauen können. Oder könnte es nicht sein, dass die Armut und Leere unseres Glaubens und sogar die Erfahrung der Abwesenheit Gottes in unserem Leben gerade darin gründen, dass wir von ihm gar nicht viel erwarten? Bartimäus hingegen ermutigt uns zu jener Grundhaltung, in die der Jakobusbrief mündet, nämlich uns in allem, was wir tun, den Händen Gottes zu überlassen und dabei die Worte zu sprechen: „Wenn der Herr will“ (Jak 4, 15). Damit wird uns zugemutet, unser Leben nicht unabhängig von Gott zu planen, sondern in unserem Leben dem unerforschlichen Willen Gottes Raum zu geben, der besser als wir weiss, was für uns gut ist.

Bartimäus glaubt und vertraut, wie es im Bericht des Evangelisten Markus deutlich wird.

Er vermerkt sehr sensibel, dass Bartimäus auf den Zuruf Jesu aufspringt, seinen Mantel abwirft und auf Jesus zuläuft. Dabei handelt es sich um ein Verhalten, das für einen blinden Menschen doch recht ungewöhnlich ist. Der blinde Bartimäus verhält sich nämlich wie ein Sehender. Warum? Weil er in seinem Glauben und Vertrauen bereits sehend geworden ist, bevor ihn Jesus von seiner Blindheit befreit hat. Damit zeigt sich die Frucht des Glaubens: Der Glaube macht blinde Menschen sehend, wie der mittelalterliche Theologe *Richard von St. Viktor* sehr schön gesagt hat: Wer glaubt, fängt an zu sehen, weil „die Liebe Auge“ ist.² Wenn Jesus ihm nachher zuspricht: „Dein Glaube hat Dir geholfen“, dann hört sich dies wie eine Bestätigung dessen an, was Bartimäus bereits erfahren hat, nämlich des Wunders des Glaubens, das sich bereits vor dem Wunder der Heilung ereignet hat.

Damit könnte die Geschichte von der Heilung des Blinden bei Jericho eigentlich zu Ende sein; denn das erwünschte Happy End ist erreicht. Der Evangelist Markus fügt aber noch einen aufschlussreichen Satz hinzu: „Im gleichen Augenblick konnte er wieder sehen, und er folgte Jesus auf seinem Weg“. Indem Bartimäus Jesus auf seinem Weg folgt, zeigt sich die Konsequenz des Glaubens, der in die Nachfolge Jesu führt. Damit kehren wir nicht nur zu Jakobus zurück, der in der Lesung dazu auffordert, das Wort Gottes nicht nur zu hören, sondern auch nach ihm zu handeln. Es tritt vielmehr auch deutlich vor Augen, dass kein Christ für sich allein glauben und Jesus nachfolgen kann, sondern nur in der Gemeinschaft der Kirche. Sie ist die Gemeinschaft der Menschen, die glauben und Jesus auf seinem Weg nachfolgen, und zwar als blinde, die in der Begegnung mit Jesus Christus sehend geworden und nun dazu berufen sind, anderen Menschen zu helfen, sehend zu werden.

Unser Glaube an Jesus Christus und das Leben in der Glaubensgemeinschaft der Kirche lassen sich nicht voneinander trennen, wie jener Slogan vorgibt, der vor einigen Jahrzehnten Mode geworden ist und der besagt: „Jesus ja - Kirche nein“. Wenn wir aber die Heilige Schrift ernst nehmen, dann kann es zwischen Chris-

tus und Kirche keinen Widerspruch geben, und zwar trotz der vielen Sünden der Menschen, die die Kirche bilden. Der Slogan „Jesus ja - Kirche nein“ ist mit der Intention Jesu unvereinbar und nicht christlich, wie Papst *Benedikt XVI.* eindringlich betont hat: „Dieser individualistisch ausgesuchte Jesus ist ein Phantasie-Jesus. Wir können nicht Jesus ohne jene Wirklichkeit haben, die er geschaffen hat und in der er sich mitteilt.“³

Im Spiegel des blinden und sehend gewordenen Bartimäus können wir neu das Glauben in der Lebensgemeinschaft der Kirche lernen, wie Sie sich als Pfarrei dies mit dem schönen Motto „Pfarrei im Spiegel“ vorgenommen haben. Wenn Sie ehrlich und gewissenhaft in den Rückspiegel des Evangeliums schauen, ist Ihnen freie Fahrt in eine gute Zukunft hinein geschenkt. Ich wünsche Ihnen, dass man auch von dieser Pfarrei von einem Wunder des Glaubens reden und dass dieses Wunder auch in den letzten Satz des Evangeliums münden kann: „Im gleichen Augenblick konnte er wieder sehen, und er folgte Jesus auf seinem Weg.“ Amen.

Lesung: Jak 1, 19.27

Evangelium: Mk 10, 46-52

² Patrologia Latina 196, 1203.

³ Benedikt XVI., Katechese bei der Generalaudienz am 15. März 2006.